

(Nachdruck verboten.)

283

Unter Wolken.

Roman von Kurt Uram.

Schäfer, der dem Zug nachsah, dachte unwillkürlich an die Sitte der alten Germanen, die ihre Helden auf den Schilden trugen. Und war es nicht auch eine Schlacht, die hier auf dem Eisenerzwerk geschlagen wurde? War der Ohnmächtige nicht auch ein Krieger, der in dieser Schlacht schwer verwundet worden?

Auf einen Wink Ottos verschwanden die Arbeiter wieder. In den Arbeitsräumen standen sie aber noch lange in Gruppen zusammen. Jeder wußte jetzt von Aehnlichem zu berichten. Damals war es so gewesen, und bei dieser Gelegenheit war es so zugegangen. Diesem hatte es ein Bein gekostet, jenem auch einen Arm wie heute, einem Dritten gar mal den Kopf. Sie kamen auch auf die Frauen und ihr Benehmen bei solchen Gelegenheiten. Man fand allgemein, daß sich die Kathrine hier benommen, wie sich's gehöre. „Kriisch hat se gethan, Kriisch!“ Sie wurde sehr gelobt. Auch Otto wurde gelobt. Wenn er auch grob und sehr stolz sei, so sei er doch nicht geizig, ja freigebig in solchen Lagen, und das wäre schließlich die Hauptsache. Auch sei grob und stolz sein nur 'mal Ottos Natur; und gegen seine Natur kann eben niemand.

Schäfer und Otto waren auch fortgegangen.

Der Hof lag wieder menschenleer wie gewöhnlich in dieser Stunde.

Otto bestand darauf, daß der einmal geplante Ausflug nach dem Forsthaus nun auch ausgeführt würde, obgleich Magda sich heftig sträubte. Sie hatte vom Fenster aus gesehen, wie die vier den Mann auf der Thür durch die Straße trugen, und war noch ganz entsetzt von dem Anblick. Ihr war es gewesen, als wenn man einen Toten nur ohne die alles Schauerliche des Todes freundlich verbergende Hülle des Sargs fortgetragen.

Otto wurde erregt und schimpfte auf die sentimentalischen Weiber in der rücksichtslosesten Weise, so daß es Schäfer peinlich war, und auch er, um der Situation ein Ende zu machen, vorzuschlag aufzubrechen.

„Ihr geht voraus,“ sagte Otto, „ich warte den Pflasterkasi... ab und komme dann sofort mit dem Wagen nach.“

Magda schwieg und ging mit Schäfer voraus.

Sie hatten wohl beide erwartet, dem Dorf noch etwas von der Erregung infolge des Unfalls anzumerken. Aber das Dorf sah aus wie immer, arm, verkommen und gleichgültig gegen alles. Niemand stand vor der Hausthür, das Ereignis zu besprechen, niemand eilte über den Weg, näheres über das Unglück zu erfahren.

So sind sie nun, dachte Schäfer entrüstet, stumpf und dumpf, nicht einmal so etwas kann sie aus ihrer lethargie herausbringen.

Erst gingen sie ein Stück die langweilige Chaussee, die parallel dem Flusse und den Eisenbahnschienen lief. Dann kamen sie in Buchenwald.

Der Frost, der über Nacht sich eingestellt, hatte mit seiner kalten Hand die letzten Blättchen von den Bäumen gerissen. Nur selten noch sah man ein dunkel gewordenes Blatt, das sich zusammengerollt hatte wie ein frostiges Kind im Bett, als könne es sich so warm genug halten, um noch ein wenig am Leben zu bleiben.

Ein paar Stunden gelang es hier und da einem Blatt. Dann aber griff es der Frost rücksichtslos am Schopf und warf es aus dem Bett auf die kalte Erde, wo das Blatt nackt, kalt, schauernd, noch mehr in einander kriechend, bald erfror.

Die meisten Bäume standen schon völlig kahl. Es waren nur noch Buchengerippe, so ganz und gar hatte der hungrige Frost mit Ameisen Gründlichkeit sie abgefressen.

Sie wandelten wie durch einen Riesenkirchhof. Die nackten Buchenäste, die kahlen Krautstängel am Weg, dieser erstarrte Weg selbst, alles predigte: Alles ist eitel!

Plötzlich hielten beide an.

Auf einem Abhang stand ein Holzkreuz unter einem mächtigen Buchengerippe:

„Da sind voriges Jahr sechs Männer vom Blitz erschlagen worden, als sie vom Unwetter überrascht unter dem Baum Schutz suchten.“

Kein Laut war in der Luft. Tot und starr wie ein Erfrorener hing sie auf die Erde aus den Wolken, die sich auch fröstelnd zusammengerollt hatten.

Nur wenn die beiden einmal fester auf das Laub traten, ächzte es. Der letzte Ton des Lebens in der Natur. Auch dieser Ton klang nach Tod.

Sie gingen immer noch schweigend neben einander her.

Nur ein lebendiges Wesen sahen sie, einen Zaunkönig, der ängstlich zu ihren Vinken an dem lehmigen Abhang herflatterte, in den der Frost große Löcher gebissen. Immer drei, vier Schritte war der Vogel vor ihnen. Dann duckte er sich einen Augenblick an den kalten Lehmen, um, wenn sie näher kamen, wieder drei, vier Schritte weiter zu flattern. Doch sah man das Flattern nur. Zu hören war nichts davon. Wie sich das arme Tierchen fürchtete!

Magda ergriff Schäfer am Arm und zog ihn mit sich nach rechts ein wenig ab vom Wege.

So. Nun hatten sie das Tierchen überlistet, es blieb zurück.

Wieder alles tot, erstarrt. Nur hallten jetzt ihre Schritte so dumpf. Schäfer stampfte auf. „Als gingen wir über Grüste.“

Dann schritten sie wieder stumm weiter zwischen den Buchengerippen auf dem harten Boden, durch die tote Luft unter den frierenden Wolken.

Zum erstenmal seit seinem Hiersein überfiel Schäfer für einen Augenblick eine geradezu brennende Sehnsucht nach Berlin.

Das heißt, er wußte nicht gleich, daß es Berlin war, nach dem er sich sehnte; aber er sah plötzlich viele Menschen vor sich, die lachten und scherzten mit roten Lippen und roten Wangen aus ihren Pelzen, denn Pelze hatten sie alle an. Sie kamen offenbar aus warmen Gasthäusern, denn es roch förmlich nach Cigaretten- und Speisengeschwängelter Luft. Gleichzeitig tauchten tausend elektrische Flammen auf, die alle diese lachenden Menschen überstrahlten, die nur, um sich ein Extrabergnügen zu machen, mit warmen Körpern durch die kalten Straßen flanierten. Da konnte doch nichts anders sein als Berlin.

Jetzt sah er mitten hinein in das Menschengetriebe im „Rüdesheimer“ auf der Friedrichstraße, im Hotel de Rome, Unter den Linden.

Nun roch er gar die Menschen, die aus dem Pschorrbräu kamen, aus dem Franziskaner, vom Bahnhöfer und Bürgerbräu. Sie rochen intensiv nach Biercigarren.

Er seufzte tief.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte Magda.

Er sah sie an, und dann sah er um sich. Ja, was war ihm? Sehnsucht nach Berlin. Aber das würde sie schwerlich verstehen.

„Nichts ist mir,“ sagte er deshalb.

Sie gingen schweigend weiter.

„Bestatten Sie, Frau Magda, ich glaube, jetzt führe ich Sie doch am besten.“

Sie standen vor einem Hügel. Der Frost hatte über ihn Eis gespannt wie eine zarte, durchsichtige Haut.

Sie nahm seinen Arm dankend an.

Auch als sie oben waren, ließ sie ihren Arm noch in dem seinen.

Wie sie so Arm in Arm weiter schritten, fing Schäfer plötzlich an von sich zu erzählen, was Magda natürlich sehr freute.

Seine Eltern hatte er so gut wie nicht gekannt.

„So geht mir's gerade.“

Bei einem Onkel war er erzogen worden. Nicht mit Liebe, sondern weil sich der Onkel hierzu für verpflichtet hielt. Pflicht und Verpflichtung waren die Hauptworte seines Sprachschatzes. Die einzigen, die er gewissermaßen groß schrieb und unterstrich, so oft er redete. Die Tante mochte Kinder nicht, da sie selbst keine hatte. Sie war empört, daß sie auf ein-

mal für ein fremdes Kind sorgen sollte, und ließ es das stets deutlich merken.

Er sollte Jurist werden wie der Onkel, wollte aber nicht. Schließlich brannte er einfach durch, als er das Gymnasium abfolviert hatte. Aber er merkte bald, daß es sich von der Luft nicht gut leben ließ, und kroch zu Kreuz. Er bat den Onkel schriftlich um Verzeihung.

Dieser hielt es nun wieder für seine Pflicht, für das Fortkommen seines Neffen zu sorgen. Er erklärte sich auch damit einverstanden, daß Schäfer Germanistik studiere, um dann Univeritätsprofessor zu werden. Erich Schmidt ist auch nur Germanist und hat's doch in der Welt zu was gebracht, meinte der Onkel.

Schäfer ließ es sich gefallen, obwohl er Dichter werden wollte. Doch war Schweigen vorläufig das Beste und Germanistik immer noch das geeignetste, um Dichter zu werden, wenn denn studiert werden sollte. Aber nur still dem Onkel gegenüber von solchen Plänen. Schäfer dachte nur mit Schaudern an die schrecklichen Wochen ohne Geld, als er durchgebrannt war. Das war nichts für ihn.

„Pekuniäre Nöte kann nur ein ganz Großer auf die Dauer vertragen“, sagte er zu Magda. „Nur die können sich Not und Elend leisten. Die stärkt es im Grund in ihrer Eigenart. Denken Sie an Hebbel und solche Leute. Während uns die Not auch noch den letzten Rest von Eigenart nimmt“, sagte er bitter, denn um sich für einen Großen zu halten, war er doch nicht dumm genug. Diese Erkenntnis rechnete er sich sehr hoch an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Heizung zur Winterszeit.

Wollen wir uns einen Ueberblick über die modernen Heizungseinrichtungen unserer Wohnungen verschaffen, so müssen wir auf jene Vorrichtungen zur Zimmerheizung zurückgreifen, die wir schlechtweg als Kamine bezeichnen. Wir verstehen darunter Räume, in denen man das Brennmaterial auf einem Kofte verbrennt, während die Verbrennungsgase direkt in den Schornstein entweichen. Da in dem Kamin das Feuer nur „durch Ausstrahlung“ wirkt, so ist die Kaminheizung äußerst unvorteilhaft. Dennoch ist sie aber in milden Klimaten (England, Frankreich) sehr beliebt, da der Anblick des Feuers den Eindruck der Wohnlichkeit macht, und weil der vorstehende Teil des Kamins zu einem vorzüglichen Zimmerschmuck hergerichtet werden kann. Der Kamin findet sich in Deutschland bereits in den ältesten Dörfern und in den ältesten Formen des Bauernhauses; später ist er durch die sparsameren Öfen verdrängt worden und spielt erst seit dem Wiederaufleben der Kunstindustrie von neuem eine Rolle. Mit allen möglichen Verbesserungen versehen, ist es ihm indes nicht gelungen, auch in Gegenden mit rauherem Klima leistungsfähig zu sein.

Wiel wichtiger, insbesondere für die große Masse der Bevölkerung, sind jene Öfen geworden, die wir schlechtweg als Zimmeröfen bezeichnen. Ihre Konstruktion ist sehr verschieden; meist bedingt durch die zu verwendenden Brennmaterialien. Holz und Holzohle werden ihres hohen Preises wegen immer mehr verdrängt und meist nur zum Anheizen benutzt. Die meisten Steinöfenarten erschweren die Verbrennung sehr bei hoher Schichtung oder durch Zusammenbacken, verstopfen die Zwischenräume der Roste, so daß das Feuer schließlich ans „Mangel an Zug“ erlöschet. Diesem Uebelstande wird dadurch entgegengewirkt, daß die Feuerstelle nur mit einer geringen Kohlenschicht bedeckt wird, nach deren Verbrennung neuer Brennstoff aus einem oberen Vorratsbehälter auf den Kofte fällt; hierher gehören die sogenannten Schichtöfen, wie solche in Kaiserslautern und Dresden hergestellt werden. Der Karlsruher Professor Weidinger suchte auf andere Weise dem Zusammenbacken der Steinöfen beim Verbrennen zu begegnen. In seinem nach ihm benannten Ofen werden die Kohlen in einen senkrechten Schacht geworfen und oben entzündet. Durch die entwidelt Wärme bilden sich brennbare Gase in den unteren Schichten, die dann zunächst zur Verbrennung gelangen; dieser Prozeß setzt sich bis auf die unteren Teile des Schachts fort, über sich die Kohle zurücklassend, welche dann erst allmählich zur Verbrennung gelangt in dem Maße, als die Bildung der Hohlräume zunimmt. Ganz besonders beliebt sind in neuerer Zeit die sogenannten amerikanischen Füllöfen, die aber nur mit theurerer Magerwärfellohle Anthracit oder Gascoals in Aufhöhe zu feuern sind. Bei Anwendung von Füllöfen ist vor allem ein gut ziehender Schornstein notwendig, da die Kohlen, mit denen dieselben besetzt werden, anfänglich nur zur unvollkommenen Verbrennung gelangen, wobei die Bildung eines giftigen Gases, des Kohlenoxyds, stattfindet, dessen Abführung nur durch einen vorzüglich wirkenden Schornstein bewirkt werden kann. Ferner: von der Dichtigkeit der Fugen, von deren Undichtigkeit man eine Verschlechterung der Zimmerluft besorgt, wird meistens viel zu viel Aufhebens gemacht. Ein guter Schornsteinzug

wird alle sich entwickelnden Gase entfernen und durch derartige Undichtigkeiten des Ofens nur Zimmerluft einsaugen; ist dagegen kein guter Zug vorhanden, so wird der Ofen trotz dichter Fugen aus Heiz- und Ascheströmen rauchen.

Die Art der Erwärmung der Räume wird sehr durch das Ofenmaterial, Thon oder Eisen, beeinflusst. Der gebrannte Thon nimmt als schlechter Wärmeleiter nur langsam die Wärme der Feuerkammer auf und giebt sie noch langsamer an den zu erwärmenden Raum ab. Aus Thon hergestellte Öfen, Thon-, Radel- und Berliner Öfen genannt, die aus dem russischen Ofen hervorgegangen sind, erwärmen erst nach mehreren Stunden das Zimmer. Dafür kann aber die Feuerung nach verhältnismäßig kurzer Zeit eingestellt werden, und die im Ofen aufgespeicherte Wärme bewirkt ein nachhaltiges Erwärmen des Raums. Damit die aufgespeicherte Wärme nicht durch den Schornstein entweicht, muß dieser vom Ofen abgeschlossen werden, doch nicht hinter dem Ofen durch sog. Ofenklappe in der Rauchröhre, wodurch Kohlenoxydgas-Vergiftung entstehen kann, sondern vorn, durch luftdicht schließende Ofenklappen. Die gleichmäßige, milde Wärme-Abgabe, die nicht durch Strahlung belästigt, läßt den Thonofen für Wohnräume vorteilhaft erscheinen.

Das Wärmeleitungsvermögen des Eisens ist etwa 88 mal größer als das des Thons, und mithin erhitzt sich der eiserne Ofen schneller und giebt die aufgenommene Wärme schneller an die Zimmerluft ab als der Thonofen. Hieraus ergibt sich, daß man im eisernen Ofen beständig ein mäßiges Feuer unterhalten muß. Eiserner Öfen werden leicht an der Außenwand zu heiß und dann durch sehr starke Wärme-Ausstrahlung lästig und ungesund. Der glühende eiserne Ofen verbreitet an seiner Außenwand den durch die Luftströmung zugeführten Staub und entwidelt so übelriechende, die Atmungsorgane reizende Substanzen. Indessen sind die meisten Nebelstände der gewöhnlichen eisernen Öfen durch zweckmäßige Konstruktion zu beseitigen, und die neuesten Formen derselben sind in ökonomischer wie hygienischer Beziehung vorzuziehen.

Das Verlangen nach Dauerheizung mit möglichst gelinder Wärme-Abgabe führte zur Konstruktion von Centralheizungen. Man fand im Rippenkörper das geeignetste und heute fast allgemein angenommene Mittel zu deren Ausführung. Durch die auf den glatten Wänden eines Heizkörpers angebrachten Rippen wird die Luft, die an demselben entlang streicht, in Schichten zerteilt und ihr dadurch Gelegenheit geboten, sich rasch zu erwärmen. Abgesehen von der gleichmäßigen Temperaturerhaltung führen die Centralheizungen den Vorteil mit sich, daß sie Kohlen- und Aschestaub aus der Wohnung fernhalten. Je nach dem Mittel, welches die Wärme von der Centrale aus nach der Verbrauchsstelle führt, werden Luft-, Wasser- und Dampfheizungen unterschieden. Jedes dieser Heizsysteme hat seine ganz besondere Eigentümlichkeit, durch welche die Wahl des Systems für den jedesmaligen Fall bedingt wird.

Die Luftheizung ist die älteste und billigste der Centralheizungen. Sie trägt aber den Uebelstand, daß sie wegen der vielen Zu- und Abführungsanstöße in den Mauern nur in neuen Gebäuden ausführbar ist. Diese Heizung wird übrigens nur dann zufriedenstellende Ergebnisse liefern, wenn die Luft in den Heizkammern nicht übermäßig erhitzt wird, da sonst der unvermeidliche Staub auf den Heizkörpern mehr oder weniger verhaftet wird und die Luft eine die Schleimhäute der Atmungsorgane reizende Eigenschaft erhält, die man mit Unrecht einer durch die Luftheizung vermehrten Trockenheit der Luft zugeschrieben, die jedoch nicht in höherem Maße als bei anderen Heizungen stattfindet. Neuerdings wird die Luft in den Heizkammern vielfach, anstatt durch dauernde Feuerung, mittels Dampf oder auch Heizwasser erwärmt, so daß ein Glühendwerden des Heizkörpers und Verderben der Luft dadurch ausgeschlossen wird.

Die Wasserheizung benutzt den Kreislauf des an einer Stelle erwärmten und an einer anderen Stelle wieder abgekühlten Wassers in einem geschlossenen Rohrsystem. Man unterscheidet Niederdruck- oder Warmwasser- und Hochdruck- oder Heizwasser-Heizung. Eine Kombination bildet die Dampf-Wasser-Heizung, ferner die Dampf-Luft- und Wasser-Luft-Heizung. Die Betriebskosten der Wasserheizung sind mäßig, dagegen erheischt sie die relativ höchsten Anlagelosten. Da bei dieser Heizung ein großes Quantum Wasser vorhanden ist, so hält die Wärme längere Zeit an. In Wohnhäusern hat man die Annehmlichkeit, durch Anbringung verschiedener Hähne das Wasser zu anderen häuslichen Zwecken benutzen zu können, z. B. zur Toilette, auch zu Brausebädern, welche man leicht damit in Verbindung setzen kann, so daß deren Wasser temperiert wird. Die Anlagelosten der Heizwasserheizung sind, da sich die Heizschlängen billig und bequem anordnen lassen und die Heizflächen in den einzelnen Räumen der hohen Wassertemperatur halber sehr gering zu sein brauchen, billiger als die einer Warmwasserheizung. Bezüglich der Wärmeregulierung steht sie hinter der Warmwasserheizung weit zurück; auch ist die Explosion bei mangelhafter Wartung nicht ausgeschlossen. Der sich auf den Rohren ablagernde Staub zerfällt durch deren hohe Temperatur schnell, was läßlichen Geruch zur Folge hat, weshalb sie sich in gesundheitlicher Beziehung nicht empfiehlt.

Die Dampfheizung ist ihrer unendlich mannigfaltigen Anwendung wegen dasjenige Heizsystem, das sich unter fast allen Umständen verwenden läßt. Sie ist hauptsächlich da rätlich, wo Fabriken in nächster Nähe liegen, bezw. wo sie an vorhandene Dampfkessel angeschlossen werden kann.

Für größere Gebäude und Anstalten, wie Verwaltungsgebäude, Schulhäuser, Spitäler usw., eignet sich sehr gut die kombinierte Dampf- und Wasserverheizung. Da sich der Dampf mit großer Schnelligkeit auf weite Strecken verteilen läßt, lassen sich die entlegensten Defen eines weitläufigen Gebäudes ebenso stark erwärmen, wie die dem Kessel zunächst liegenden; auch geht in den Zuleitungsrohren, die gut eingehüllt sind, nur eine Minimalmenge Wärme verloren. Es lassen sich bei dieser Heizung sehr einfach einzelne Zimmer und Defen oder einzelne Stockwerke von der Heizung abschließen, auch können die Dampfessel oberhalb oder außerhalb des Gebäudes liegen.

Die Hochdruck-Dampfheizung erfordert polizeiliche Konzession, die an gewisse, in Privathäusern selten zu erreichende bauliche Bedingungen geknüpft ist, und besondere Kesselwärter. Zur Vermeidung dieser und noch sonstiger diesem System anhaftenden Mängel ging man zum Dampf- und Wasserdrucksystem über, dessen Anlage konzessionsfrei ist. Soll eine solche Heizung rationell betrieben werden, so bleibt sie Tag und Nacht im Betrieb, doch ist alsdann eine Regulierung der Wärme-Abgabe vorzusehen.

Sehr wesentliche Annehmlichkeiten bietet die Gasheizung, und man hat seit längerer Zeit versucht, sie im großen Maßstab einzuführen. Neben den in Deutschland in neuerer Zeit benutzten Gaslamphen ist es besonders der von Meidinger u. Reichard konstruierte Karlsruher Schlofen, der besondere Erfolge erzielt hat. Durch Vorwärmung der Verbrennungsluft ist es gelungen, eine Steigerung der Verbrennungstemperatur zu erzielen, wozu die Wärme der abziehenden Rauchgase benutzt wird. Bei den nach diesem Prinzip konstruierten sogenannten Regenerativöfen soll eine geruchlose Verbrennung und starke Erwärmung des Bodens erreicht werden.

Das Ideal aller Heizungsarten ist die Elektrizität. Aber auch nur ein Ideal — und das scheint sie fürs erste auch zu bleiben. Trotz ihren unbedingten Vorzügen: Bequemlichkeit, Ungefährlichkeit, Reinlichkeit, Wegfall aller Verbrennungsprodukte usw., hat sie noch wenig Eingang gefunden. Sie ist zu teuer; alle vorhandenen Projekte zur elektrischen Zimmerheizung franken an diesem Uebel. Doch giebt es zahlreiche Gebiete der Wärmeverwendung, wo die Kosten keine ausschlaggebende Rolle spielen: Für solche ist der elektrische Strom schon heute ein ganz bedeutendes Hilfsmittel. In dem Augenblick aber, wo es gelingt, die Elektrizität zu verbilligen, d. h. die Energie der Kohle direkt in Elektrizität überzuführen, ein Problem, das die wissenschaftliche Technik beschäftigt, wird das Gebiet der Heizung sowohl als auch der Beleuchtung und Kraftübertragung mit einem Schlage ein andres sein. —

(„Kölnische Volkszeitung.“)

Kleines Feuilleton.

— Ein Fürstencamden. Alexander Büchner, der Bruder des verstorbenen Ludwig Büchner, erzählt in seinem Buch „Das tolle Jahr“ das folgende schaurige Erlebnis, das sich 1848 in Gießen zugetragen hat. Büchner kam um 1 Uhr in der Nacht mit einem Studierenden der Medizin etwas „angefänkelt“ aus dem Wirtshaus. Gegenüber lag die Post, eine Postkaise wurde dort umgepannt, und die Studenten erfuhr, daß der neue Kurfürst von Hessen, auf der Reise von Frankfurt nach Kassel begriffen, im Wagen saß. Sie hielten es für billig, ihm die Zeit zu vertreiben, und so öffneten sie den Wagenklopp; zwei Herren saßen im Fond. „Königliche Hoheit“, sagte der Mediziner, „Sie stehen im Begriff, ein deutsches Land zu regieren; wollen Sie uns daher erlauben, Ihnen einige Examenfragen zu stellen, deren Beantwortung uns beweisen würde, daß Sie jener Aufgabe gewachsen sind?“ Keine Antwort. „Erste Frage“, begann Büchner, „wer lacht über Griechenland?“ Keine Antwort. „Da Sie das nicht zu wissen scheinen, so muß ich es Ihnen sagen: „Ein ewig heiterer Himmel.“ „Zweite Frage“, fiel der Mediziner ein, „von was sind die Sterne nicht?“ Keine Antwort. „Ei, ei“, rief der Fragende, „Sie bestehen schlecht, Herr Kandidat, Sterne sind nicht von Goldpapier.“ „Dritte Frage“, fuhr Büchner fort, „warum sollte das Meer nicht salzig sein?“ Keine Antwort. „Es schwimmen ja so viele Heringe drein“, rief Büchner in den Wagen. Inzwischen stieg der Begleiter des Kurfürsten, ein Generalmajor von Habelschwerdt, auf der andren Seite aus dem Wagen, schritt auf die Studenten zu und zog den Degen. Einer der Postillone warnte ihn jedoch und sagte, wenn er die Studenten angreife, würden diese den Ruf „Durschen heraus“ erschallen lassen, und dann würden Hunderte von Studenten kommen und die Herrschaften tüchtig durchnägeln. Der General steckte den Degen wieder ein, und zwei Bedelle, die auf den Lärm herbeieilten, scheuchten die Studenten nach Hause. Die Sache machte Aufsehen und wurde mit Zuthaten und Uebertreibungen in den Zeitungen besprochen. Der Kurfürst erhob am Vindestage und in Darmstadt Klage wegen Beleidigung, aber eine in Hinblick auf die Februar-Revolution erlassene Amnestie schützte die Studenten. —

— Das Freimaurerzeichen am Eisenbahnschalter. Von dem unlängst verstorbenen ungarischen Reichstags-Abgeordneten Algernon Weöthy erzählt der „Pester Lloyd“ folgendes Geschiehen: Ein reicher Großwardeiner Geizhals bemerkte einmal, er würde sich gern die Herrlichkeiten der Hauptstadt ansehen; es sei ihm jedoch um die Reisespesen leid. „Wer wird aber auch eine Eisen-

bahnkarte zahlen,“ erwiderte Weöthy. „Wir Freimaurer fahren gratis. Wir geben dem Stationskassierer das Freimaurerzeichen und er folgt uns unentgeltlich ein Billet aus.“ Auf endloses Fiehn und Witten des Sparmeisters verriet ihm Weöthy das Geheimnis. „Du gehst zum Schalter und kloppst dreimal mit dem Zeigefinger auf die rechte Seite der Nase.“ Eine halbe Stunde vor Abgang des Zugs stand der Geizhals beim Schalter und gab das verabredete Zeichen. Der Eisenbahnkassierer, dem Weöthy die Kosten einer Fahrkarte erster Klasse bereits entrichtet und den er entsprechend informiert hatte, folgte wortlos das Billet aus, und hochbeglückt bestieg der Sparmeister den Budapester Zug. Bei der Rückfahrt wollte die Sache natürlich nicht klappen. Der Budapester Eisenbahnkassierer sah mit Entsetzen einen Herrn am Schalter, der eine Fahrkarte 1. Klasse nach Großwardein verlangte, sich verzweifelt auf die Nase tippte, jedoch keine Miene machte, die Fahrkarte zu bezahlen. Die nachdrängende Menge murzte, der Kassierer flüchte, der beim Schalter wachhaltende Konstabler intervenierte, und mit Ach und Weh mußte sich der Großwardeiner dazu bequemen, sein Billet zu bezahlen. Zu Hause angelangt, machte er Weöthy die heftigsten Vorwürfe über den „Auffitzer“.

„Auffitzer?“ erwiderte Weöthy mit der unschuldigsten Miene von der Welt. „Der Teufel hat Dich aussitzen lassen, nicht ich. Wie hast Du denn die Fahrkarte verlangt?“

„Ganz einfach,“ war die Antwort, „ich tippte dreimal, was sage ich, dreimal dreimal dreimal auf die rechte Nasenseite. . .“ „Nest, Schafkopff, sehe ich klar,“ bemerkte Weöthy ernst. „Du weicht ja, auf der Hureise ist die rechte Nasenseite zu tippen. Auf der Rückreise hältst Du die linke Seite der Nase berühren müssen. . .“

— Chinesischer Wit. Der „Kölnischen Zeitung“ wird geschrieben: Kaum auf die Gräber seiner Ahnen hält der Chinese so viel, wie auf seine literarische Bildung. Auf Grund seiner literarisch-ästhetischen Kenntnisse fühlt er sich allen andren Menschen überlegen. Daß sie an dieser Geistes- und Gefühlsbeziehung keinen Teil haben, das ist der Hauptgrund für ihn, sie zu verachten. Es ist ein eigenes Ding um den chinesischen Geist. Wie ein Hauch aus einer andren Welt mutet er den Abendländer an. Verschiedene Gesellschaftsklassen erkreuzen sich an Ahnen der verschiedensten Art; aber auf welche eigne Weise der Chinese wichtig sein kann, wissen wenige. Ein chinesisches Scherzmärchen, wie es deren viele giebt, erzählt ein Abenteuer von zwei Fröschen: „Die beiden Frösche Ling und Sing wohnten in einer Stadt mit Namen Lingfu. Sie hatten dort die Gräber ihrer Ahnen, fetten Schlamm, reines Wasser, grüne Blätter und blauschillernde Wasserfliegen, genug, um in Wohlsein zu schwelgen. Aber wie das so geht, wenn es den Fröschen zu wohl wird, sie wurden beide immer unzufriedener. Die Stadt wuchs, und das Wasser ward immer schmutziger. Erst entkräfteten sich die beiden Frösche nur im stillen, dann schimpften sie laut und schließlich gelangten sie zu dem Entschluß der That. Sie beschloßen, auszuwandern, falls das Wasser noch schmutziger werde, und sich lieber von ihren Ahnengräbern zu trennen, als solch ein frochunwürdiges Dasein weiter zu ertragen. Und das Wasser ward noch schmutziger, und an einem schönen feuchten Morgen, als der Regen nur so floß und plätscherte, warfen sie ihrer Heimat noch einen Scheideblick zu und wanderten in die Ferne. Aber die beiden Frösche waren vorsichtige Leute. Sie hatten gehört, daß jenseits des großen Bergs eine Stadt liege, die förmlich von Sauberkeit wiederstrahlte. Dorthin wollten sie ziehen, sich aber doch vorher durch einen Blick vom Bergesgipfel aus vergewissern, ob die Stadt auch wirklich so rein sei, wie die Sage sie mache. Eine volle Woche hüpfen sie täglich achtzehn Stunden. Da war nach vieler Mühsal der Bergesgipfel erreicht. Sie hüpfen auf den höchsten Stein. Hoch auf richteten sie sich auf die Hinterbeine, reckten die Körper so hoch sie nur konnten, und schauten und schauten. Und siehe da, es war kaum glaublich: die Stadt, die sie sahen, stand ihrer Heimat an Schmutz nicht nach. Hier wie dort starke alles von Unrat. Da wurden die beiden Frösche traurig, saßen sich wehmütig an und zogen gekündeten Gemüths in ihre Heimat zurück.“ Nicht wahr, eine geistvolle Geschichte, verehrt europäischer Leser? Aber die Geschichte hat doch ihre Spitze. Du siehst sie bloß nicht, weil Dir leider die tiefe literarische Bildung des Chinesen abgeht. Hast Du schon einmal einen Frosch gesehen? Weicht Du, daß er seine Augen auf der oberen Seite seines Körpers hat und rückwärts schaut, wenn er sich hoch emporrichtet? Die beiden Frösche hatten ihre alte Heimat wiedergesehen und gar nicht die Stadt jenseits des großen Bergs. Wärs! Du ein Chinese, so hättest Du in der Jugend gelernt: „Die Nübe hat ihre Krone in der Erde und der Frosch hat seine Augen auf dem Rücken.“ Also Gut ab vor dem chinesischen Geiste! —

Theater.

Berliner Theater: Der Rebell. Schauspiel von Hugo Gang. — Der „Rebell“ ist ein fürchtbar braver Mann. Offen gestanden: er wäre mir lieber, wenn er weniger brav und dafür etwas intelligenter wäre. Er sitzt in einer Gemeindevertretung, die sich mit allen möglichen Schmutzereien beledet hat und zwar sitzt er gerade in der Fraktion, die am bestledetsten ist. Sein Kindergemüt hat keine Ahnung von den Gemeinheiten, bei denen er Helfershelfer gewesen ist. Schließlich gehen ihm die Augen aber doch auf, und er wird nun — ach, herrlich! — zum „Rebellen.“ Er nennt einen Magistratsrat einen Schurken, lehnt ein Duell ab, läuft in langen Stiefeln ins Kasino

und führt dort eine Scene auf, appelliert an das kernsich Bürgerthum usw. Schluß der Affaire! Der „Rebell“ wird von allen verlassen, sein Sohn fordert den Magistratsrat und wird erschossen. Er selbst — der Rebell — stirmt mit seinen Arbeitern das Kasino und wird gleichfalls erschossen. In der Gemeindevertretung wird es wohl beim alten bleiben.

Die Arbeit ist — litterarisch betrachtet — die dilettantische Stümperei eines politischen Journalisten. Solange Herr Ganz Journalist bleibt und auf der Bühne politisch polemisiert, erweist er sich als ein durchaus respektabler Zeitartikler. Das war am meisten im zweiten Akt der Fall, der infolgedessen auch am günstigsten wirkte. Furchtbar wird Herr Ganz erst, wenn er poetisch wird und das kam leider sehr häufig vor. Er hat Zbiens „Vollstrecker“ gelesen und das Werk scheint mit Recht Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Ein Künstler sagt sich in solchem Fall: „Der Stoff ist erschöpft; das Motiv ist mithin erledigt.“ Herr Ganz als Stümper sagt freudstrahlend: „das ist sehr hübsch; das kann ich auch dichten!“ Und dann geht er hin und thut es wirklich.

In der Darstellung waren Herr Walden und P'Allemard am feinsten. Herr Pittschau ist als Schauspieler so brav wie der „Rebell“, den er zu spielen hatte. Auch er wäre mir — offen gestanden — lieber, wenn er etwas weniger brav und dafür intelligenter wäre. Er verfügt über ein Ehrbarkeitspathos, das in geradezu entseßlicher Weise auf die Nerven fällt. Die Leistungen Waldens werden hoffentlich von der Direction liebevoll verfolgt. Seine einfache und gelegentlich stille Art ist wirklich nicht gewöhnlich. — E. S.

Medizinisches.

Ueber eine Berufskrankheit der Seiden Spinnerinnen hat der Sekretär der Pariser Akademie der Medizin bei Gelegenheit der letzten Sitzung eine überraschende Aufklärung gegeben. Das hygienische Interesse an der eigentlichen Berufskrankheit ist selbstverständlich auf die Länder beschränkt, in denen die Seidenweberei eine bedeutende Entwicklung besitzt. Die Tragweite ist aber eine viel größere, denn überall beinahe hörte man im Laufe des Sommers von gewissen Erkrankungen, die angeblich von Raupenhaaren herkommen. Es sind an der deutschen Ostseeküste Fälle vorgekommen, daß gelegentlich einer Ueberschwemmung der in der betreffenden Gegend befindlichen Nadelwaldungen mit Prozessionsraupen und infolge der dadurch bedingten geradezu epidemisch auftretenden Krankheiten bestebte Waberte ganze Jahre lang, so lange die Raupenpest dort herrschte, verödeten und die größte Schädigung erlitten, an andern Stellen haben sich Eichenwaldungen als der Ausgangspunkt einer derartigen Landplage erwiesen. Somit handelt es sich um eine ziemlich häufige Erscheinung, deren Erklärung daher einen allgemeineren Wert beanspruchen darf. Allerdings finden sich wohl Erklärungen auch jetzt bereits in den Büchern der Insektenkunde vor, z. B. sollen die Raupenhaare mit ihren feinen Spitzen ohne weiteres in die Haut eindringen und dort Entzündungen hervorrufen, oder sie sollen so viel Ameisensäure enthalten, daß sie einen starken Reiz auf die Haut ausüben; diese Erklärungen scheinen aber hinfällig zu sein. Einer der ersten lebenden Insektenforscher, J. Fabre in Avignon, durch viele ausgezeichnete Arbeiten besonders auch über die Lebensgewohnheiten der Insekten rühmlichst bekannt, hat in seinen kürzlich veröffentlichten „Souvenirs Entomologiques“ auch ein Kapitel „Ein Insektengift“ geschrieben und darin die Erklärung der Erkrankung durch die Raupenhaare im allgemeinen und jener Berufskrankheit der Seiden Spinnerinnen im besonderen gegeben. Bekannt wurde letztere um die Mitte des Jahrhunderts, und 1852 empfing die Pariser Akademie zum erstenmale einen Bericht über die Krankheit in den Seiden Spinnerinnen, worauf eine für die damalige Zeit klassische Untersuchung eingeleitet wurde. Um die Kolons abzuwickeln zu können, tauchen die damit beschäftigten Frauen sie in Schüsseln mit kochendem Wasser, um die gummiartige, an den Seidenfäden haftende Substanz zu erweichen. Bei dieser Arbeit stellt sich schon in den ersten Tagen eine Rötung und ein Jucken der Haut an den Händen ein, später kommt es zu schmerzhaften Blasen und Pusteln mit reichlichem Ausfluß und Eiterabsonderung. Schließlich kann die Haut derart angegriffen werden, daß sie wie von der Nase befallen aussieht, und es kommt wohl gar zu einer Schwellung und völligen Entstellung der Finger und zur Bildung großer Geschwüre. Die Heilung geht nur langsam von statten und lange noch bleibt das Juckende Gefühl und der Schmerz bei der Bewegung der Finger zurück. Besonders häufig stellt sich die Krankheit ein, wenn alte aus China eingeführte Kolons gesponnen werden, die also bereits lange Zeit aufbewahrt worden sind. Früher suchte man die Ursache des schädlichen Einflusses jener Beschäftigung in der langen Berührung der Hände mit heißem Wasser und in der Reizung durch die in Säuren übergehenden organischen Stoffe, die aus der Vernichtung der in den Coccons befindlichen Schmetterlingspuppen stammen. Diese Erklärung lag nahe, da das in den fraglichen Gefäßen befindliche Wasser meist so entseßliche Gerüche von sich gab, daß man schon vor 60 Jahren in Frankreich die Seiden Spinnerinnen unter die ungesundesten Betriebe einreichte, weil sie auch die Wasserläufe der Nachbarschaft verunreinigte. Fabre ist nun bei seinen Untersuchungen von jener Beobachtung ausgegangen, daß die Raupen gewisser Bombyx-Arten (Spinner) bei der Berührung ein schmerzhaftes Jucken verursachen.

Die ältere Annahme, daß diese Wirkung von Giftdrüsen herrühre, die von der Haut aus die Haare mit einem sehr heftigen Gift befeuchteten, ist von Fabre dadurch widerlegt worden, daß er das völlige Fehlen solcher Drüsen nachwies. Andererseits hatte er unzweifelhaft festgestellt, daß die natürlichen Absonderungen der Raupen die Ursache der eigentümlichen Giftwirkung sind. Seidenraupen, die sich immer auf frischen Maulbeerblättern aufhalten, können ganz ungestraft in die Hand genommen werden, dagegen stellt sich sofort das schmerzhafteste Gefühl ein, wenn man eine Raupe anficht, die auf einem lange benutzten und von ihr und ihren Geschwistern selbst verunreinigten Lager gelebt hat. Die Maulbeerblätter haben sich dann mit einer dicken Schmutzkruste überzogen, und in dieser sind giftige Stoffe enthalten, die sich den Haaren der über sie hinwegziehenden Raupen mitteilen. In allen andern ähnlichen Fällen ist wahrscheinlich ein entsprechender Vorgang die einzig richtige Erklärung für die Gefährlichkeit der Raupenhaare. Die Prozessionsraupe nimmt ebenso den in ihren Excrementen enthaltenen Gifstoff von den damit beschmutzten Baumzweigen mit den Haaren auf. Daraus wird es auch erklärlich, daß die behaarten Raupen in dieser Beziehung gefährlicher sind als die nackten, obgleich der fragliche Gifstoff, der hauptsächlich in ägenden Säuren und scharfen Salzen besteht, den Excrementen aller Raupen gemeinsam zu sein scheint. In Frankreich will man jetzt versuchen, ob Lösungen von Chloralkali, die sich als ein wirksames Mittel gegen starkes Schlangengift erwiesen haben, etwa auch gegen dieses Raupengift dienlich sein könnten, obgleich es sich dabei nicht um ein eigentliches Gift, sondern nur um ägende chemische Stoffe handelt. Man will zu diesem Zweck ein besonderes Laboratorium errichten, um darin die nötigen Untersuchungen vornehmen zu lassen und nach Möglichkeit auf Grund der Ergebnisse die höchst lästigen Raupenkrankheiten aus den Seiden Spinnerereien zu verbannen. —

Humoristisches.

— Auf der Lokalbahn. Sachse (zum Zugpersonal): „Ei nu', ich gloobe gar, heute ichieb'n Se den Zug?“ Zugpersonal: „Aber nu här'n Se bei die Gohlenbreijell!“ —

— Ein Reinfall. Herr (der einer Dame ins Wasser nachgesprungen ist): „O weh, ich Dummkopf kann ja nicht schwimmen!“ Eulalia: „Aber ich; jetzt rette ich Sie und Sie heiraten mich aus Dankbarkeit, oder — ich lasse Sie ertrinken!“ —

— Vegetarische Wit. Frau: „Aber Hermann, warum wirst Du schon wieder wild?“ Vegetarier (ärgerlich): „Wild kann ich überhaupt nicht werden, ich bäume mich höchstens.“ —

(„Weggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Die „Freie Litterarische Gesellschaft“ veranstaltet am 9. und 25. November im Architektenhaus ihre ersten Vortragabend. —

— „Erlkönig“, ein Schwan von A. Hill, ist vom Schauspielhaus zur Aufführung angenommen worden. —

— Im Theater des Westens gelangt am 21. d. M. das Musikdrama „Maria und Magdalena“ von Massenet durch den Cäcilienverein zur Aufführung. —

— Im Prozeß um den Nachlaß Johannes Brahms wurde durch Urteil des Wiener Oberlandesgerichts auf Grund eines im Nachlaß vorgefundenen Briefs, dem die Verwandten in erster Instanz Testamentscharakter abgeprochen hatten, der „Gesellschaft der Musikfreunde in Wien“, dem Wiener Musikverein „Gerny“ und dem Hamburger Musikverein „Vijzi“ die Summe von 210 000 Gulden zugesprochen. —

— Die dänische aus 13 Mitgliedern bestehende Expedition, die im Mai abreiste, um unbekante Gegenden Islands zu erforschen, ist wohlbehalten nach Kopenhagen zurückgekehrt. Wichtige wissenschaftliche Resultate wurden erreicht. —

— Laut Mitteilung des preussischen meteorologischen Instituts waren in Preußen im Jahre 1899 fünf meteorologische Stationen I. Ordnung (Machen, Bremen, Erfurt, Magdeburg und Uslar), 118 Stationen II. Ordnung, 71 III. Ordnung und acht IV. Ordnung vorhanden. Die Gesamtzahl aller thätigen Regenstationen betrug 2113, von denen im Laufe des Jahres 70 eingingen. Gewitterstationen sind 1427 vorhanden, von denen zusammen 44 986 Meldelarten eingingen. —

— Die Schriftgießerei von B. Böllmer in Berlin SW., Friedrichstr. 226, setzt Preise von insgesamt 2700 M. aus 1. für Entwürfe zu einer modernen, eigenartigen Reklame- und Inzeratschrift; 2. für Entwürfe zu einer modernen Circularschrift, die sowohl stehend als schrägliegend sein kann. — Alles Nähere ist bei der Firma zu erfahren. —

c. Die Korpulenz einer Sängerin als Entlassungsgrund. Miß Minnie Trach, eine der Primadonnen der englischen Operngesellschaft von Savoye und Grau in New York wurde plötzlich entlassen, weil ihre immer mehr zunehmende Korpulenz ihr Erscheinen auf der Bühne beeinträchtigte. —